



Josef Haslinger

Mit Büchner ins Himmelreich*

Ich hatte als Student die ZEIT abonniert – und damit viel Stress, weil sich in mir, wenn die neue Ausgabe kam und Teile der alten noch ungelesen herumlagen, eine Art Gewissensdruck bildete, die alte Zeitung abzuarbeiten, bevor ich es mir erlaubte, die neue aufzuschlagen. Ich las die ZEIT meist vor dem Einschlafen, buchstäblich bis das Papier auf mich hernieder sank. Aber hin und wieder gab es Artikel, die mich so ansprachen, dass ich am Ende die Seite aus der Zeitung herausriss. Einer stammte von Rolf Michaelis. Es war ein Essay über Georg Büchner. Ein mit Leidenschaft geschriebener Essay. Michaelis führte uns anhand der damals neu veröffentlichten Gerichtsdokumente vor Augen, dass Büchner in seiner letzten, angeblich von der Politik abgewandten Straßburger Zeit durch und durch ein politischer Kopf geblieben war. Und als ich dann die Seite vom Rest der Zeitung getrennt hatte – wie jeder weiß, ein etwas umständliches Unterfangen, zumal im Bett –, da stieß ich auf der Rückseite auf einen weiteren Artikel über Georg Büchner, der die Erzählung Lenz zum Gegenstand hatte. Dieser Artikel war Teil der Serie 100 Bücher, die damals als eine Art Fruchtleser der Weltliteratur Woche für Woche abgedruckt war. Für mich war diese Serie der wichtigste Grund für das Studentenabo. Der Artikel über Büchners Erzählung Lenz stammte von Peter Schneider, der sechs Jahre zuvor selbst eine Erzählung mit diesem Titel veröffentlicht hatte. Peter Schneiders Lenz hatte ich nicht gelesen, aber ich kannte Büchners Lenz in- und fast auswendig. Als ich

Schneiders Artikel zu lesen begann, war mir schnell klar: hier spricht ein Seelenverwandter, einer, der sich von Büchner genau so verstanden fühlte, wie ich ein paar Jahre zuvor, bei meiner eigenen Büchner-Lektüre, die merkwürdigerweise genau zu der Zeit erfolgte, als Peter Schneider an seinem Lenz schrieb. Wenn ein Leser einen Autor versteht, dann hat er paradoxerweise umgekehrt das Gefühl, dass der Autor ihn, den Leser, verstehe. Bei der Lektüre des ZEIT-Artikels von Peter Schneider war mir vermutlich deshalb so wohl, weil hier einer sprach, der das, was Büchner mit Lenz gemacht hatte, nun mit Büchner tat: Er zog ihn sich über wie eine zweite Haut. So hatte auch ich mir Büchner übergezogen.

Das war 1971 gewesen. Es gab damals in der Kleinstadt ein paar Jugendliche im Alter von 16, 17, 18 Jahren, die für ihre Eltern und Lehrer unkontrollierbar geworden waren. Sie wohnten weit entfernt von ihren Elternhäusern allein in gemieteten Zimmern oder zusammen in Wohngemeinschaften, sie hatten, ob männlich oder weiblich, meist lange Haare, hörten Rockmusik und hatten eine Lebensweise entwickelt, die sie leicht mit Autoritäten in Konflikt brachte. Ich war einer von ihnen. Was die Voraussetzungen zur Lektüre von Georg Büchner betrifft, gab es freilich einen großen Unterschied zu Peter Schneider: Während bei ihm die Euphorie für die Studentenbewegung langsam in die Melancholie der gescheiterten Revolte überging, fing ich damals erst an, mich mit politischer Literatur zu beschäftigen. Ich war im Aufbruch. In der Kleinstadt war das, was anderswo gerade zur Phrase verkam, noch gar nicht ausgesprochen worden.

Ich hatte damals meine erste Geliebte, mit der ich fast täglich zusammen war. Sie hatte aufgehört, zur Schule zu gehen, stattdessen hatte sie zu malen angefangen. Sie wollte ohne Schul-

*Am 5. Juni 2013 trug der österreichische Schriftsteller Josef Haslinger, Professor am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und seit Mai 2013 auch Präsident des PEN-Zentrums Deutschland, im Gießener KIZ (Kultur im Zentrum) den folgenden Text vor. Im Anschluss führten die Studentinnen der JLU, Anna-Lena Panter und Mirjam Markau, das im Anschluss abgedruckte, bislang unveröffentlichte, Gespräch mit dem Autor.

abschluss in die Wiener Kunstakademie aufgenommen werden, was damals möglich war. Immer wenn ich zu ihr kam, zeigte sie mir als erstes, was sie gemalt hatte. Und ich hatte begonnen, Gedichte zu schreiben. Aber ich ging weiterhin einigermaßen regelmäßig zur Schule. Zwischendurch zog es mich immer wieder nach Wien. Dort setzte ich mich ins Café Schwarzschaner, wo die langhaarigen und bärtigen Studenten verkehrten. Wollte ich einmal richtig zu ihnen gehören, durfte ich die Schule nicht schmeißen.

Meine Geliebte hatte unmittelbar vor mir eine Beziehung zu einem Mann unterhalten, der ein paar Jahre älter war, ein regelmäßiges Einkommen und ein Auto besaß. Eigentlich währte ich diese Vorbeziehung in der Heftigkeit unserer Liebe untergegangen, doch eines Tages, es muss so um Allerheiligen herum gewesen sein, erzählte sie mir, ihr voriger Freund habe sich bei ihr gemeldet. Sie müsse ihn treffen, um sich mit ihm auszusprechen. Das Treffen war an einem Samstagmittag angesetzt. Ich rechnete damit, dass sie danach zu mir kommen würde. Davon

ging ich einfach aus, obwohl wir uns nicht eigens verabredet hatten. Ich saß bei meinem bescheidenen Mittagessen, im Schulbuffet übriggebliebene Semmeln, und dachte an den anderen. Ich hatte ihn nur einmal gesehen, als er mit dem Auto an uns vorbei gefahren war und meine Geliebte ihn flüchtig begrüßt hatte.

Wie lange würde sie mit ihm reden müssen, um schonend, aber unmissverständlich alles klarzustellen? Eine Stunde, zwei Stunden? Sie würde bald hier auftauchen. Ich rückte meinen Stuhl neben die Balkontür. Als ich da saß und auf die Kreuzung hinabschaute, kam mir der verrückte Gedanke, sie könnte zu ihrem ehemaligen Freund zurückgekehrt sein. Ein absurder Einfall. Es gab keinen Anlass, so zu denken. Ich starrte durch die Glasscheibe, sprang auf, lief im Kreis und setzte mich wieder. Ich wollte eigentlich ein Buch lesen. Doch ich konnte nicht, ich musste auf die Straße schauen, um sie sofort zu erblicken, wenn sie zu mir käme. Ich wusste nicht, wo sie sich verabredet hatten. Warum wusste ich das eigentlich nicht? Sie könnte auch von der anderen Seite kommen. Und so



Josef Haslinger

(Quelle: Literarisches Zentrum Gießen)

ging ich auf den Balkon hinaus und schaute um die Ecke. Aber da war sie auch nicht zu sehen. Ein kalter Wind blies mich an. Für den Abend war der erste Schnee angekündigt. Ich ging ins Zimmer zurück, zu meinem Ausguck hinter der Balkontür.

Am Anfang des Schuljahres hatte ich mich für ein Referat zu Georg Büchner gemeldet, das ich in ein paar Tagen halten sollte. Ich hatte noch nicht einmal mit der Lektüre begonnen. Es wäre besser, Büchner zu lesen, sagte ich mir, statt sinnlos auf die Straße hinunter zu starren. Doch ich konnte nicht anders. Den ganzen Nachmittag wartete ich darauf, dass sie plötzlich unter meinem Balkon erscheinen und mir zuwinken würde.

Ich war von unseren jungen Liebesnächten so vereinnahmt, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass irgendein Zusammensein mit irgendeinem Menschen schöner sein könnte als unseres. Aber warum kam sie dann nicht? Hatte er ihr etwas angetan? Ich lief durch das Zimmer, und am Abend, als es schon aussichtslos war, länger zu warten, stürmte ich hinaus in den endlich einsetzenden Schneefall. Wieder war ein Tag ohne Büchner verstrichen. Als ich nach einem Streifzug durch die Gasthäuser der Kleinstadt betrunken heimkam, war an Lektüre nicht mehr zu denken.

Am nächsten Morgen schien die Sonne. Kirchgänger waren unterwegs. Zum dritten Glockengeläut zog es mich hinaus. Da mein Referat in ein paar Tagen bevorstand, steckte ich den Büchner in meine gefranste Umhängetasche. Ich ging ins Café, doch meine Freunde schliefen noch. Ich trank einen Mokka und zog weiter. Vor der Stadtpfarrkirche blieb ich stehen und horchte eine Weile der Orgel und dem Gesang der Gemeinde zu. Ich kannte das alles. Ich hätte sogar den Part des Pfarrers auswendig aufsagen können. Als der Gesang zu Ende ging, zog ich weiter, vorbei am Brauhaus, wo schon zahlreiche Autos den Parkplatz mit braunen Spuren überzogen hatten, hinaus aus der Stadt ins Himmelreich. So wurde die Wald- und Hügellandschaft südlich der Stadt genannt. Man traf oft Liebespaare im Himmelreich. Schüler, die Internatsausgang hatten und mit Mädchen das Hand-in-Hand-Gehen ausprobierten.

Der Waldrand verlief gezackt, es gab Ecken und Nischen, in denen man allein blieb.

Ohne jemandem zu begegnen, ging ich die vertrauten Wege bis zu unserer alten Liebesbucht. Hier hatten wir die sonnigen Herbsttage verbracht und einander Gedichte von Paul Celan vorgelesen. Wir hatten uns eingenebelt und geliebt. Nicht laut und wild, sondern langsam, sanft und lange. Nun flogen dunkle Wolken dahin. Alles war grün und weiß gefleckt, die Schatten der Wolken huschten über die Wiesen und Bäume. Immer wieder kam die Sonne heraus, sodass der Schnee sich an manchen Stellen schon wieder auflöste.

Ich schlug den Büchner auf und begann den ersten Text zu lesen, Lenz. Zunächst las ich im Stehen. Bis ich losmarschierte. Automatisch fing ich zu gehen an. Das Buch war wie im Gehen geschrieben. Zwischendurch blieb ich stehen, um einen Satz noch einmal zu lesen. Es stimmte alles. Ich brauchte nicht vom Buch aufzublicken, um zu verstehen, wie es sich anfühlte, wenn Wolken wie wilde wiehernde Rosse heransprengten und der Sonnenschein sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog. Meine Seele, um es pathetisch zu sagen, nahm die Rolle des Lenz dankbar an. Ich hatte plötzlich Lust, sie bis in die Tränen hinein zu durchleben und Büchner zu folgen, ganz gleich wohin er mich führte.

Nie ist mir ein Text näher gewesen als damals mit 16 Jahren Büchners Lenz. Nie wieder habe ich so deutlich empfinden können, wie es ist, wenn die Welt einen „ungeheuern Riss“ hat. Was eine „schreckliche Leere“ ist, habe ich später auf andere Weise erfahren, aber die „folternde Unruhe, sie auszufüllen“, die kenne ich von meinem damaligen Spaziergang mit Georg Büchner durchs Himmelreich.

Nichts davon fand sich in dem Referat, das ich ein paar Tage später hielt. Man hatte mir beigebracht, so zu tun, als ließe sich objektiv über Literatur reden.

Auf oberflächliche Weise geht das auch: Man kann angeben, wann ein Text geschrieben wurde und wovon er handelt. Man kann einiges über die Art der Darstellung sagen und Vergleiche mit anderen Texten anstellen. Man kann im Fall von Lenz einerseits über die historische Fi-

gur und ihre Literarisierung, andererseits über die Quellen und ihre Verarbeitung sprechen. Aber ist nicht das Entscheidende das, was ein Text über denjenigen aussagt, der ihn liest? Und setzt das nicht einen Leser voraus, der bereit ist, einen Text auf sich selbst anzuwenden, gleichsam in ihn hineinzuschlüpfen? Georg

Büchner und ich, so darf ich zusammenfassen, wir hatten unsere Momente.

Anmerkung:

Zuerst erschienen in: die horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik 260 (2015), S. 4–7. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.